Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

hoch erzürnt, redete von Belgiens Undankbarkeit, und König Leopold fand sich dadurch zu folgendem Briefe veranlaßt, den Le Hon der französischen Regierung mittheilen sollte. „Mir scheint es gleich klug zu sagen, daß das Wasser aufwärts fließt, wie daß Belgien eine feindliche Stellung gegen Frankreich erhalten hat. Unsere Neutralität bildet den ungeheueren Vortheil für Frankreich, der nur dann wegfiele, wenn Frankreich selbst unsere Grenzen verletzte. So lange dies nicht geschieht, darf keine der vier Mächte bei uns interveniren: dies stand nicht so nach 1815, und hierin liegt der große Gewinn, den Frankreich durch unsere Selbständigkeit erhalten hat. Ich kann nicht stark genug mein Erstaunen ausdrücken über die Ungerechtigkeit und Heftigkeit, ja über den schlechten Geschmack der officiellen französischen Aeußerungen; ich bin schwer gekränkt dadurch. Ich bin mit Vergnügen einverstanden, wenn Frankreich noch einige Modificationen des Vertrages erlangen kann, muß ihn aber meinerseits ratificiren. Frankreich wird gut thun, sich von der Thatsache zu überzeugen, daß es sich selbst ruinirt, wenn es nicht bald das öffentliche Vertrauen und damit Industrie und Handel herstellt. So lange aber unsere Frage nicht geordnet ist, oder so lange man sie verwirrt durch spitzige Reden über die Möglichkeit einer heiligen Allianz, von der Belgiens Stellung nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zeigt, so lange wird das Vertrauen nicht wiederkehren und Frankreichs Lage sich verschlechtern. Ein reiches Frankreich, das in Italien und Deutschland, wie einst die Bourbonen in Spanien, mit Thalerstücken Krieg führte, könnte dort vielleicht Revolutionen bewirken, die übrigens schließlich in Frankreich selbst die monarchische Verfassung zersprengen würden. Aber ein armes Frankreich würde ganz andere Heere als sonst sich gegenüber finden; es würde mit Kämpfern zu thun bekommen, die kräftig auf die Freunde losschlügen, die ihnen Freiheit zu predigen und das Geld zu nehmen erschienen . . . Hat man in Paris nicht ganz das Gedächtniß verloren, so wird man sich erinnern, daß wir ihnen einige Dienste geleistet, und nie gezaudert haben, wenn wir Frankreich nützen konnten".

Diese muthige Sprache hatte ihre volle Wirkung. Man sieht, daß König Leopold I von den Tugenden des ächten Staatsmannes nicht bloß die Vorsicht besessen hat. S.

Rosen, Dr. G., Geschichte der Türkei. 2 Bände. Leipzig 1867, S. Hirzel.

Die in Leipzig bei Hirzel erscheinende Staatengeschichte der neuesten

Zeit hat durch Rosens Geschichte der Türkei einen würdigen Zuwachs erhalten.

Es ist das Werk eines Mannes, der den Orient aus eigener Anschauung kennt und nun die Summe seiner Erfahrungen in klarer, frischer und eminent praktischer Darstellung niederlegt. Außer den gedruckten Werken über die Türkei von Iuchereau de St. Denis, Ubicini (lettres sur la Turquie), Eichmann (die Reformen der osmanischen Monarchie) u. a. hat der Verfasser mannigfache handschriftliche und private Quellen benutzt. In erster Linie stehen hier die auf dem preußischen Staatsarchive aufbewahrten Gesandtschaftsberichte von 1825 bis 1839. Ferner Notizen über die zehn ersten Regierungsjahre Abdul Medschids, die Rosen den Akten der königl. preußischen Gesandtschaft in Constantinopel entlehnt hat. Mit den meisten der hervorragenden Staatsmänner und Feldherrn jener Epoche ist er in persönliche Berührung gekommen. Gewiß, das sind Voraussetzungen, unter denen eine Arbeit erwartet werden konnte, die für die Wissenschaft wesentliche Förderung gebracht hat. Die Gefahr, die bei der Behandlung der neuesten Geschichte vorliegt: daß die Grenze zwischen Politik und Geschichte, zwischen gewünschtem und geschehenem verwischt werde, ist hier nicht ohne Geschick vermieden worden. Es bedarf nicht erst der ausdrücklichen Betheuerung des Verfassers, um uns zu überzeugen, daß er sich bemüht hat, die Türkei vorurtheilsfrei zu beurtheilen, wenn auch freilich mitunter ein Seitenhieb gegen die Griechen uns an die mißhellenischen Diatriben Fallmerayers und seines heutigen Fortsetzers, des Ω-Correspondenten der Augsb. Allgem. Zeitung erinnert. Wir wollen mit dem Verfasser hierüber nicht rechten, da unser Standpunkt ein principiell verschiedener ist. Ob der griechische Stamm das Zeug dazu hat, um nach der endlichen Vertreibung der Türken aus Europa die Erbschaft anzutreten, ist eine Frage, deren Beantwortung ein jeder, der die Griechen kennen und achten gelernt hat, getrost der Zukunft überlassen kann. Dagegen nehmen wir gern Akt von der Thatsache, daß der kundige Verfasser, der sein Werk als eine Geschichte der türkischen Reform ankündigt, sich veranlaßt sieht einzugestehen, daß die Reform in der Türkei illusorisch, daß der siechende, türkische Staatskörper dadurch nicht lebensfähig geworden ist. Als asiatischer Staat mag die Pforte fortbestehen, als europäischer Staat ist sie dem Untergange geweiht. Die Handschuhe der Civilisation, die sie sich in Paris besorgt, stehen ihr

ebenso wenig, wie die Kinderschuhe derselben ihr gestanden haben. Wir bedauern, daß Rosen nicht näher auf die Entstehungsgeschichte der Reform unter den Türken eingegangen ist. Denn merkwürdig genug war die Art, wie die französische Revolution sich im Orient wiederspiegelte. Unter den Augen des Sultan Selim III pflanzte man Freiheitsbäume; Muselmänner mit der Trikolore am Turban mischten sich unter den Pöbel, der unter den Klängen des Ca ira die Carmagnole tanzte. Man lauschte den lockenden Lehren des Bürger Descorches: daß die Franzosen durch Einführung der Vernunft-Religion aufgehört hätten, Anhänger des Christenthums und folglich Feinde des Islam zu sein. Der preußische Gesandte Knobelsdorf versichert zwar, daß der Sultan dem Treiben der Jakobiner abhold sei, gestand aber, daß der türkische Pöbel glaube, mit den Franzosen in einer näheren Religionsverwandtschaft, als mit anderen Völkern zu stehen. Der Einfluß der französischen Ideen erhielt jedoch durch die Erfolge der französischen Waffen eine bedeutende materielle Unterstützung. Die Expedition nach Aegypten setzte den ganzen Orient in Bewegung; der Name Buonaparte war in aller Munde. Durch den gedoppelten Einfluß der ideellen und materiellen Propoganden aus Westen erklären wir die „neuen Ordnungen" Selims III und Tschelebi-Effendis. Aber freilich war die islamitische Gesellschaft damals ebenso wenig reif um gerettet zu werden, wie jetzt. Das Unternehmen mißlang. Unter dem Freudejauchzen der Menge zogen die Janitscharen mit ihren Verbündeten, den Garnisonen der Bosporus-Schlösser, gegen die Serailfeste des neuerungslustigen Sultans; der Mufti erklärte denselben des Thrones unwürdig, und Selim ward zum Märtyrer seiner Sache. Der vertrauliche Verkehr, den er als Gefangener mit seinem Vetter Mahmud hatte, legte jedoch auch in dessen Seele den Keim ähnlicher Reformgedanken. Auch Mahmud hegte die Absicht, die Macht der undisciplinirten Horde jener türkischen Prätorianer zu brechen, welche die Sultane selbst tyrannisirte; nur war er entschlossen, nichts zu übereilen; insoweit hatte ihn das Schicksal Selims belehrt. Rosen schildert in spannender, fein angelegter Darstellung die Vorbereitung zur Reform, die Stiftung der Muallem-Ischkendj, den Aufstand und die Niederschmetterung der Janitscharen. Die Energie, welche Mahmud bei der Durchführung der Reform entfaltete, verdient um so höhere Anerkennung, da er mit größeren Schwierigkeiten zu ringen hatte, wie irgend einer der Vorgänger. Der griechische Aufstand, welcher

durch die öffentliche Meinung und schließlich durch die Cabinette unterstützt wurde, trat dem Sultan erschwerend in den Weg. Wir erlauben uns zu der übrigens sachgemäßen und vortrefflichen Darstellung Rosens einige abweichende Bemerkungen zu machen, zu denen uns die Bekanntschaft mit dem handschriftlichen Quellen-Material Veranlassung giebt. — Rosen erwähnt der Bemühungen des geistvollen Canning in der griechischen Sache (S. 27), Canning habe an die Möglichkeit einer Einigung der Anforderungen der Menschlichkeit mit denen der Staatsweisheit geglaubt. Sein erster Schritt in dieser neuen Bahn sei der Befehl gewesen, die griechische Blokade der türkischen Häfen anzuerkennen. Wir möchten diese Bemerkung dahin abändern, daß das erste Anzeichen einer Veränderung der britischen Politik vielmehr Weisungen an Strangford vom 14. Februar 1823 waren. Dieselben betonten den religiösen Gesichtspunkt und erklärten, England könne mit der Pforte nicht mehr auf freundschaftlichem und vertraulichem Fuße stehen, wenn die Pforte nicht ihre Versprechungen bezüglich der Christen erfülle. Strangford gerieth außer sich über diesen Wechsel in der britischen Politik; er klagte darüber, daß nachdem man dem Czaren mühsam den religiösen Gesichtspunkt entwunden habe, man nun selbst darnach greife. Aus diesem veränderten Standpunkt Cannings erklärt sich Englands Haltung gegenüber den Petersburger Conferenzen. Der von Rosen als der erste Schritt bezeichnete Befehl, die griechische Blokade anzuerkennen, erfolgte erst Ende des J. 1824. Zu der Einleitung des April-Protokolls (S. 29) bemerken wir, daß Wellington nicht bloß eines negativen Zweckes halber nach Petersburg geschickt wurde, um einem Bruch zwischen Rußland und der Türkei vorzubeugen, sondern weil auch ein positiver Zweck in seinen Instruktionen vorgesehen war: die Begründung eines Separatbündnisses zwischen England und Rußland zur Schlichtung der orientalischen Händel. Die Absicht Cannings mit Rußland allein zu gehen, trat zuerst hervor, als Strangford die Incartade begangen hatte, gemeinsam mit dem österreichischen und französischen Gesandten in St. Petersburg vorzugehen. Canning tadelte den Gesandten, daß er mit Oesterreich und Frankreich sich zu einem gemeinsamen Schritte verbunden habe, da Oesterreichs Antipathien gegen Griechenland, Frankreichs Intriguen in Griechenland und Aegypten den englischen Interessen zuwider liefen. Weßhalb habe Strangford angesichts solcher Thatsachen sich nicht darauf beschränkt, den Vorschlag einer confidentiellen Verständigung zwischen England und Ruß-

land zu machen (Februar 1825)? Dies war der erste Keim des englisch-russischen Bündnisses, das aus den Unterhandlungen zwischen Canning und Lieven in London hervorgegangen ist. Rosen hat die Unnatur dieses Bündnisses deutlich empfunden und bereits klar angedeutet, daß dasselbe schließlich auf die Dupirung Cannings hinauslaufen mußte. Theoretisch hatte Metternich vollkommen Recht, wenn er sich über das April-Protokoll und über den Juli-Vertrag von 1827, dies von Lügen und Unbestimmtheiten wimmelnde Machwerk aufs schärfste äußerte. Die Folge der Widersprüche und Unbestimmtheiten in den Verhandlungen von Downingstreet war der blutige Widerspruch, das „unwillkommene Ereigniß" von Navarin. Bezüglich der vielbesprochenen Vorgänge, welche die Schlacht von Navarin einleiteten, folgt Rosen einem Miltitzschen Bericht.

Auch hier gestatten wir uns einige erläuternde Zusatzbemerkungen. Der eigentliche Grund zu dem blutigen Conflict lag in der unbestimmten Natur der Instructionen, welche den Admirälen befahlen, eine Pacification durchzusetzen, und zugestanden, daß, da nicht alle Fälle vorauszusehen seien, ihnen im voraus ein gewisser Spielraum gestattet sei. Von der Hand des obersten Lords der Admiralität, des Herzogs von Clarence, standen die Worte in Codringtons Instruktionen: „Dies hindert nicht, mein lieber Edward, Pulver zu verschießen, wenn die Gelegenheit dazu sich darbieten sollte". — In der Zusammenkunft am 25. September zwischen Ibrahim, dem französischen und dem englischen Admiral verkündigten die Alliirten die Absicht ihrer Höfe, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und erklärten, sie würden Gewalt gegen die Partei brauchen, die den Waffenstillstand nicht anerkenne. Ibrahim versprach die Flotte, bis er Befehle aus Constantinopel erhalten habe, in Navarin zu halten, und erklärte, er werde es von diesen Befehlen abhängen lassen, ob er sich unterwerfen oder auf seine eigene Gefahr vorgehen solle; die Admiräle verpflichteten sich, die Angriffe Cochranes gegen die ätolische Küste einzustellen, und bewilligten Ibrahim die Sendung einiger Schiffe nach Candia und Patras zur Verpflegung der dortigen Garnison. Nichts schriftliches wurde gewechselt, es war lediglich ein Austausch von Versprechungen. Als der ägyptische Dragoman am folgenden Tage anfragte, ob die Alliirten gestatteten, eine Expedition gegen Patras zu senden, wo Cochranes Landung befürchtet wurde, verweigerten es die Admiräle mit dem Bemerken, sie würden einen Angriff jenseits der Kriegsbühne verhindern, innerhalb derselben den Griechen, die einen Waf-

ſtillſtand angenommen, nicht entgegen ſein. Mit dieſer Erklärung war allerdings der erſte Theil des mündlichen Verſprechens widerrufen (S. 47), aber die Alliirten huldigten der Auffaſſung, wonach ein Verſprechen zwiſchen Starkem und Schwachem nur dieſen letzteren bindet. Als deßhalb Ibrahim am 1. October nicht nur auf Cochrane Jagd zu machen — denn Cochrane war ſchon nach Syra zurück (S. 48) — ſondern um Haſtings Uebermuth zu ſtrafen und Patras zu verſorgen, in See ging, wurde er von Codrington mit Kanonenſchüſſen zurückgewieſen. Er kehrte nach Navarin zurück, wo er Inſtructionen aus Conſtantinopel vom 21. September vorfand, „die Pforte verweigere die Einmiſchung und beauftrage ihn, die Anſtrengungen zur Unterwerfung Moreas zu verdoppeln". Zugleich erhielt er die Nachricht von dem Seeſieg Haſtings bei Salona. Ibrahims Antwort war die barbariſche Verwüſtung Meſſeniens. Am 13. October hatten ſich die drei alliirten Mächte vereinigt, und es war den Admirälen nun wohl klar geworden, daß es unmöglich ſei, die erbittert mit einander kämpfenden Parteien durch gelindere Mittel zu trennen. Die vorgerückte Jahreszeit machte ihnen die Sperre ſehr unbequem und ließ ihnen keine Hoffnung, Ibrahim zum Abzug zu nöthigen, und doch wollten ſie dieſen Abzug erzwingen und glaubten wohl auch, daß ein tüchtiger Schlag die Pforte fügſamer gegen die Londoner Conferenz machen würde. So ergriffen ſie Ibrahims Bewegung nach Meſſenien als Vorwand, warfen ihm Wortbruch vor und verlangten am 16. October von ſeinem Stellvertreter (da er ſich abſichtlich nicht finden ließ) die ſofortige Rückkehr der Flotte, das ſofortige Ablaſſen von jeder Feindſeligkeit im Innern Moreas und die Räumung der Halbinſel. An eine friedliche Demonſtration, wie Gervinus andeutet (VI S. 345), um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, dachten ſie wohl ſchwerlich. Die Berichte Hamiltons über den ſyſtematiſchen Vertilgungskrieg, den Ibrahim in Meſſenien führe, machten einen ſolchen Eindruck, daß die Admiräle vielmehr ſchon am 18. die Nothwendigkeit einer Schlacht beſprachen. So liefen denn am 20. Mittags die drei Geſchwader in dem Hafen ein, um ſich in Schlachtordnung der türkiſchen Flotte gegenüber zu legen. Offenbar hatten die officiellen öſterreichiſchen Berichte Recht, wenn ſie die Schuld des Angriffes auf die Alliirten ſchoben. Der erſte Akt der Feindſeligkeit war die Zurückweiſung Ibrahims durch Codrington, der zweite war die erzwungene Einfahrt in den Hafen von Navarin. Der Streit, welche Partei zuerſt

geschossen habe, erscheint demnach müßig, doch bemerken wir zu Rosen (S. 49), der andeutet, daß die Türken nicht zuerst geschossen haben möchten: daß die Mannschaft eines ägyptischen Branders zuerst Feuer gab, als ein Boot der englischen Fregatte Dartmouth sich anschickte, ihr das Ankertau zu durchhauen. Daß das „unwillkommene" Ereigniß von Navarin, welches der französische Admiral wenige Tage nachher eine der größten Schandthaten aller Zeiten nannte, in erster Linie den Zwecken der russischen Politik diene, war schon damals allen einsichtigen klar. In dem nun folgenden russisch-türkischen Feldzug traten die verborgenen Zwecke des Petersburger Cabinets deutlich ans Licht. Er ward eingestandenermaßen unternommen, um die beginnende türkische Reform zu hindern. Zu dem für Rußland günstigen Resultat wirkten weniger die Erfolge der russischen Waffen, als die Hilflosigkeit des Divan und die Anstrengungen der vermittelnden Diplomatie. Wir halten wenigstens an der durch Moltkes vortreffliches Werk (der russisch-türkische Feldzug 1845) vertretenen Darstellung fest, wonach die Lage der Russen eine äußerst bedenkliche war, als die preußische Diplomatie (Müffling und Royer) den Frieden vermittelte. Hätte die Pforte es auf eine letzte Waffenentscheidung ankommen lassen wäre der Skodrier dem russischen Feldherrn in den Rücken gefallen, während man vor ihm den Fanatismus der Bevölkerung entflammte, so würde das kleine Häuflein von Diebitsch verloren gewesen sein. Statt dessen diktirte Diebitsch den Frieden im Lager, wie Pozzo di Borgo vorausgesagt hatte. Für die russisch-türkische Politik trat damit ein bedeutsamer Wendepunkt ein. Rußland ward nun aus einem launischen, übelwollenden ein zärtlich besorgter Nachbar. Die Epoche, wo die Pforte des russischen Schutzes bedurfte, der Vertrag von Kutaja und Unkiar-Sceleſſi, der Streit mit Mehmed Ali, ist von Rosen in gewandter und übersichtlicher Weise geschildert. Der erste Band rundet sich trefflich mit einer Charakteristik Mahmuds ab, des hochbegabten, thatkräftigen Herrschers, den jedoch von Anfang an eine Reihe von Widerwärtigkeiten verfolgte. Wohl konnte von ihm das Wort gelten: „Weh' dir, daß du ein Enkel bist". Unstreitig steht ihm das Verdienst zu, daß er den Boden für die Neugestaltung der türkischen Verhältnisse geebnet, den Schutt der mittelalterlichen Barbarei hinweggeräumt hat. Wenn er aber hinter seinem Vorbild Peter dem Großen zurückblieb, so lag der Grund in der Unmöglichkeit, eine solche reformatorische Aufgabe in der Türkei durchzuführen. Von dem eigent-

lichen Wesen der europäischen Civilisation hatte er keinen klaren Begriff. Man warf ihm vor, daß er sein Werk von der verkehrten Seite anfange. „Il commence par la queue" hieß es in den Perotischen Diplomaten-Kreisen. Und in der That galt ihm vielfach die Form für das Wesen und der Schein für die Sache. Nachdem er alles weggeworfen, was er für muselmännisches Vorurtheil hielt, gab er sich mit Unmäßigkeit dem Trunk und sonstigen Ausschweifungen hin und betrachtete sogar die Einreißung dieser Laster unter seinen Beamten mit Wohlgefallen als einen Beweis aufgeklärter Gesinnung. Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit hatte er mit anderen orientalischen Sultanen gemein. Das einzelne Menschenleben schien ihm werthlos der staatlichen Opportunität gegenüber. Er blieb kühl und leidenschaftslos bei allen Metzeleien, wie ein Arzt, der einem Kranken ein Quantum Blut entzieht, damit der Leib gesunde. Der denkende Osmane mag ihn wegen seiner energischen und durchgreifenden Art als Retter des wankenden Osmanenreiches betrachten. Er lebt mit zahllosen Anekdoten noch immer im Munde des Volkes, wie es denn das Kriterium einer gewaltigen Persönlichkeit ist, daß sie auf die Einbildungskraft der Massen wirkt; ein Vierteljahrhundert hat genügt, um seinen Sohn und Nachfolger Abdul Medschid in verdiente Vergessenheit zu begraben.

Der II. Band des Rosenschen Werkes führt die Geschichte der Türkei bis zum Pariser Traktat vom J. 1856 und schließt mit dem unter den gegenwärtigen Umständen doppelt bedeutsamen Hinweis: daß die Pforte an Stelle der vielvernommenen wohlfeilen Phrase von der Liebe des Sultans für alle Klassen seiner Unterthanen endlich die emancipirende That setzen und beweisen soll, daß sie trotz dem Islam auch in der Neuzeit lebensfähig ist. — Dem Urtheil, welches Rosen bei der Darstellung der Musurus-Angelegenheit über die Verwaltung von Colettis fällt, können wir nach eingehender Prüfung derselben unmöglich beistimmen. Es liegen uns die urkundlichen Beweise der versöhnlichen Haltung vor, welche Colettis vom Anfang seines Ministeriums an der Pforte gegenüber beobachtet hat. Nicht er hat den Palikarenhäuptling Karatasso vom Bandenchef zum Obersten der griechischen Armee und Adjutanten des Königs Otto befördert, wie Rosen angiebt (S. 106), sondern die Beförderung ist von Maurokordatos unterzeichnet. Die Beleidigung des Musurus ist aus einem rein persönlichen Entschluß des Monarchen, aus königlicher, nicht aus mi-

nisterieller Initiative hervorgegangen. Die Kammerwahlen unter der Rajabevölkerung türkischer Districte gingen von der griechischen National-Versammlung, nicht von Colettis aus. Grivas wurde nicht von Aegypten, als ein um sein Volk verdienter Mann, durch Colettis zurückberufen, sondern er wurde unter Colettis entlassen. Nur das ist richtig, daß die Musurus-Angelegenheit dem größten Staatsmann des modernen Griechenlands das Herz gebrochen hat. K. M. B.

(Entgegnung.) Die 1867, Heft I S. 184 ff. in dieser Zeitschrift erschienene Beurtheilung meiner Schrift „die Doppelwahl des Jahres 1257" u. s. w. nöthigt mich zu einer kurzen Abwehr. Auf die Gefahr hin von dem Verfasser derselben, Herrn O. Lorenz nochmals „absprecherischer Schulweisheit" bezichtigt zu werden, muß ich constatiren, daß ich trotz dieser Kundgebung von L. die Frage nach Entstehung des Kurcollegs wie früher (Doppelwahl S. 4 Anm. 1) für durchaus erledigt halte, dieselbe auch nicht eher wieder für controvers ansehen kann, bis L. für seine von niemand getheilte Ansicht neue Argumente vorbringt, anstatt hartnäckig die längst widerlegten zu wiederholen. Ich begnüge mich auf die gegen mich direkt gerichteten Angriffe zu antworten. — Was den „verhängnißvollen Cirkel" l. c. S. 187, in welchem mich L. wegen meiner Benutzung des Briefs Urbans IV („der sogenannten Bulle" sagt L. jetzt, nachdem ihm Baerwald klar gemacht, daß das Aktenstück ein Brief und keine Bulle ist) befangen sieht, so verweise ich L. auf das zur Rechtfertigung derselben in Doppelwahl Beilage C. gesagte, das er in seiner Besprechung zu ignoriren für gut findet. — Bezüglich der „neuerlich" (d. h. in Dudiks Iter Romanum) bekannt gewordenen Erklärung des Brandenburgers von 1279, das Wahlrecht stamme von Rom, glaubt L. doch selbst nicht an den mir gegenüber behaupteten „inneren Zusammenhang" mit dem Brief Urbans, weiß vielmehr ausgesprochenermaßen (L. Deutsche Gesch. I 223 Anm. 1) so gut wie jeder, daß dabei an die damals landläufige Fabel von Einsetzung des Collegs durch Gregor V gedacht ist, muß also auch wissen, daß er sich in einem durchaus anderen Irrthum befindet, als die Kurherrn des 13. Jahrh. — Betreffs des bairisch-böhmischen Streits um die 7. Kur ist mir durch L. selbst jede Entgegnung gespart, denn er rekurrirt, nachdem er D. G. I 428 Anm. 1 sich anscheinend durch Baerwald hatte überzeugen lassen, jetzt mit staunenswerther Naivität auf seine ursprüng-